

Wolfgang Schad

Das Wirken der Verstorbenen für die Erde

im Spiegel der Landschaftsmalerei¹

Es gibt zwischen zahllosen Menschen Abstoßungsreaktionen gerade oft dann, wenn sich ein Vertrauensraum zu öffnen beginnt und man sich gegenseitig seine Lebenseinstellungen mitteilt. Der eine fühlt sich erst dadurch einen Schritt weiter, dass er die Nichtigkeit seiner leiblichen Existenz erkannt hat und deshalb die Welt des Geistes sucht. Der andere sieht in den leiblichen Gegebenheiten hingegen zugleich das Wirken des Geistes selbst und ruft bei allen Erscheinungen der menschlichen und außermenschlichen Naturseite aus: Welch eine bewundernswerte durchgeistete Ordnung! Aller unentwegter Streit zwischen Dualismus und Monismus, wie er seit der Lehrer-Schüler-Auseinandersetzung zwischen Platon und Aristoteles begann, bewegt die Gemüter weiterhin und wogt zwischen ihnen unablässig hin und her.

Wie bei den meisten zwischenmenschlichen Problemen löst sich auch hier der Streit auf in die wechselseitige Ergänzung, wenn man das Wiederverkörperungsgeschehen als eine Hilfe für das menschliche Selbstverständnis hinzunimmt.² Trennt sich doch im Tode das Seelisch-Geistige vom Körperlich-Leiblichen, und beide Seiten gehen doch wohl getrennte Wege. Im Annehmen einer neuen Leiblichkeit für ein neues Erdenleben aber durchdringen sich Körperleib und Seelengeist im Laufe der Kindheit zunehmend mehr zu der monistisch gelebten Einheit, wie wir sie in jeder echten Handlung – geistig-seelisch gewollt und physisch-leiblich vollzogen – erfahren. Wir wechseln als Menschen in unserem Reinkarnationsrhythmus zwischen Monismus und Dualismus in den großen geschichtlichen Zeiträumen hin und her.

Bei näherem Zusehen aber durchdringen und ergänzen sich beide Seinsweisen noch sehr viel inniger als zumeist vertreten. Lösen wir doch schon während des Erdenlebens im Schlaf das Seelisch-Geistige vom Leib, der lebend im Bett zurückbleibt, um ihn morgens wieder besser ergreifen zu können. Und es ist die Welt der Verstorbenen letztlich doch nicht irgendwo »ganz

¹ Vortrag vom 21.2.2007 in Öschelbronn im Rahmen des C. G. Carus-Institutes, der Klinik Öschelbronn und des Altenheimes Johanneshaus.

² W. Schad: *Das Verständnis der Wiederverkörperung und die akuten sozialen Probleme*, in: J. Denger (Hg.): *Individualität und Eingriff. Zur Bioethik: Wann ist ein Mensch ein Mensch?*, Stuttgart 2005.

weit weg« im Transzendenten, sondern lebt fortwährend zugleich um uns herum im Hier und Jetzt. Dem wenden sich die folgenden Darstellungen zu.

Menschenkunde nach dem Tode³

Das 19. Jahrhundert liebte es, auf den Grabmälern den Text anzubringen »Ruhe sanft«. Aber so wenig wie schon im Schlaf beim leiblichen Ausruhen das Seelenleben untätig ist, sondern traumhaft oder im Tiefschlaf die Tageserlebnisse intensiv aktiv verarbeitet, so wenig ist der Verstorbene im nachtodlichen Leben untätig. Jede Selbstbesinnung hat dem Menschen die Ahnung gegeben, dass seine Heimat, aus der er stammt, die Welt ist, in die er nach dem Tode zurückkehrt. Indem er sich nicht nur als seelisches, sondern als geistbefähigtes Wesen erlebt, zum Beispiel schon dann, wenn er unbegrenzt Fragen nach sich selbst hat, bemerkt er die Erfahrung, dass Geistiges nicht beginnt und nicht endet, sondern Ewigkeitsnatur besitzt. So ergibt das Ernstnehmen der Ewigkeitsnatur jedes Menschen, dass er eine Präexistenz gelebt hat und eine Postexistenz haben wird. Mit der physisch-materiellen Welt haben wir die Stoffe und Vorgänge gemeinsam, die die Physik und Chemie so ausgezeichnet untersucht haben. Aber, was keine Physik und Chemie originär herstellen kann, ist das Leben um uns und in uns. Wir tragen diese Fähigkeit wie die Pflanzen und Tiere ebenfalls in unserer Leibesorganisation. Nur mit den Tieren haben wir die subjektive Empfindungsfähigkeit gemeinsam, eben dass ein seelisch Inneres ein Äußeres empfindet. Daran schließen sich zumeist sofort Gefühle, Emotionen, Affekte, Begehungen und der Tätigkeitsdrang an. So sind es schon drei gut empirisch unterscheidbare Seinsweisen, in denen jeder Mensch alle drei anderen Naturreiche in sich trägt. Aber das zusätzlich nur dem Menschen zukommende geistige Vermögen, z.B. diese seine Verbundenheit mit der Natur zu erkennen und außerdem von sich als dem Erkennenden auch noch ein Bewusstsein zu haben, zeigt, dass wir uns nicht mit dem bloßen Leib-Seele-Dualismus zufrieden geben können, sondern offensichtlich zumindestens viergliedrige Wesen sind. Auf einer ersten Stufe der Selbsterkenntnis ergibt sich phänomenaliter, dass zu unserem Menschsein gehören:

Ich
Seelenleib
Lebensleib
Stoffesleib.

³ Vgl. auch W. Schad: »Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele ...«. Was geschieht im Leben nach dem Tode?, in: DIE DREI 11/2004, S. 13-28.

Sehr viel an lebenspraktischen Konsequenzen ergibt sich daraus. So ist eine wertvolle, weil außerordentlich bewährte Entdeckung Steiners,⁴ dass diese Glieder nicht gleichzeitig, sondern erst im Nacheinander heranreifen und selbständig werden, und das oftmals in dem biographischen Rhythmus von Siebenjahresperioden.

Mit der Geburt wurde jeder physisch von seiner Mutter frei. Eine entsprechende Selbständigkeit erreicht die vorerst ja doch noch sehr labile Lebenspotenz mit 6 bis 7 Jahren; der »Lebensleib« ist dann erst schulisch belastbar, und wir sprechen von der Schulreife. Die seelisch-emotionale Eigenwelt bricht sich dann mit der Pubertät ihre Bahn; Eltern und Lehrer kennen diese seelische Emanzipation zur Genüge. Aber noch gesteht die Rechtsordnung dem Jugendlichen die mildernden Umstände des Jugendstrafgesetzbuches zu, weil man erfahrungsgemäß nicht davon ausgehen kann, dass er in seinen Empfindungen, Gefühlen und Urteilen selbst schon allein für Ordnung sorgen kann. Erst mit 21 Jahren gesteht unsere Rechtsordnung dem Heranwachsenden die volle Strafmündigkeit zu, auch wenn andere Mündigkeitsrechte zum Teil schon vorher einsetzen. Stofflichkeit, Lebensfähigkeit, Seelenbewegungen und Selbstverantwortung müssen (oder dürfen) nun lebenslang miteinander auskommen. Und dieses Unvollkommenheitsdrama – von Einbrüchen, Aufhilfen und Durchbrüchen begleitet – leben wir bis zum Tode.

Der verstorbene Leib erhält in den allermeisten Kulturen eine würdige Bestattung. Er ist eben nicht bloße Sache. Im islamischen Raum wird der Leichnam in ein großes Leichentuch eingehüllt und möglichst bald, oft schon am gleichen Tag ohne Sarg direkt in der Erde begraben. Im christlichen Kulturraum ist die dreitägige Aufbahrung mit Totenwache verbreitet oder doch verbreitet gewesen. Es ist die Zeit, in der die engsten Verwandten und Bekannten von dem Verstorbenen in Ruhe und Stille Abschied nehmen können und in besonders bewegende Erinnerungen gerade jetzt vermehrt eintauchen. Nun schildert die Anthroposophie, dass der Verstorbene in dieser Zeit auch in solchen Erinnerungsbildern lebt. Menschen mit Nahtoderlebnissen, die – klinisch tot – doch reanimiert werden konnten, berichteten von dieser intensiven Rückschau auf ihr Leben – von der letzten Lebenszeit zurück durch das ganze Leben hindurch bis in die frühe Kindheit. Diese Rückschau währt in etwa drei Tage – die Zeit der Totenruhe – und verblasst dann.

Der Gedächtnisträger bei dieser Rückschau ist nicht das phy-

4 R. Steiner: *Lucifer-Gnosis. Grundlegende Aufsätze zur Anthroposophie* (GA 34), Dornach 1987, S. 309ff.

sische Gehirn, sondern der in sich autonome Lebensleib. In ihm leuchten alle Erinnerungsbilder des Lebens sogleich nach dem Tode seelisch auf. Wenn sie verblassen, dann löst sich auch die bisherige Lebensleiblichkeit auf und verwest gleichsam – ein zweiter Tod nach dem physischen Tod.

Nun ist der geistige Ewigkeitskern des Menschen von seiner Stoffes- und Lebensleiblichkeit, also seiner bisherigen biologischen Existenz befreit. Er trägt aber weiterhin noch die eigene Seelenhaftigkeit, den »Seelenleib« an sich. Alles Menschlich-Allzumenschliche, alles Begehrende, Emotionale, alles seelisch Geglückte und seelisch Vertrackte wird nun besonders drastisch erlebt. Aber nicht nur das, was in den eigenen, tierverwandten Seelenräumen lebte, steigt nochmals auf, sondern auch alle Freuden und Schmerzen, die man in seinem Leben anderen Menschen zugefügt hat. Und diese geballte Ladung ist für den Verstorbenen zumeist schwer auszuhalten. Die Kirchen nannten das die Zeit des Fegefeuers. In ihm wird das Unzulängliche, für das Fortleben im Geistigen Untaugliche weggebrannt – ein Vorgang brennender und eiskalter Erschütterungen. Diese Welt der abzuleidenden Begierden nannte die orientalische Esoterik auf Sanskrit Kamaloka (= Begierdenwelt). Sie dauert etwa so lange, wie der Mensch schon während des Lebens im Schläfe seine Tageserlebnisse zu verarbeiten begonnen hat. Das ist insgesamt etwa ein Drittel der Lebenszeit. Danach löst sich nun auch der Seelenleib auf und verwest – ein dritter Todesvorgang.

Das wahre Ich aber stirbt nicht. Es ist nun, gereinigt und geläutert von allem allzu Erdenhaften, ein geistiges Glied der geistigen Welt selber geworden, inmitten der ihm vorausgegangenen vertrauten Menschenwesen und der über ihnen stehenden geistig-göttlichen Hierarchien. Diese Gotteswelt nannten die Inder auf Sanskrit das Devachan (Devas = Götter).

Was uns im Erdenleben als Schicksalsverlauf oft verworren und blindlings vorkommt, ordnet sich nun unter der Hilfe hoher und höchster Mächte, und damit viel weisheitsvoller, als es der Mensch selber kann. In dieser Neuordnung der Schicksalsfäden im Sinne der fortschreitenden Weltenordnung kann der nun von allen Einschränkungen frei gewordene Menscheng Geist sich tätig einleben und lernen mitzuhelfen. So kann er nun aus den unausgelebten, im letzten Leben nicht verwirklichten Willensbemühungen tiefgreifende Entschlüsse fassen für neue, zukünftige Erdenleben, um im Sinne der göttlichen Welt hier mehr wirken zu können, als es im letzten Leben nur erst so unvollkommen

gelang. Was nun geschieht in der Vorbereitung eines neuen eigenen Lebens im Leibe, darüber gibt es weitreichende Schilderungen Rudolf Steiners. Sie sollen hier aber nicht ausgeführt werden, sondern ein recht anderer Aspekt.

Angesichts der irgendwann bevorstehenden nachtodlichen Welt sind wir Erdenmenschen besonders daran interessiert, wie es uns dort ergehen wird, was dort mit uns geschehen wird und wie wir dort unser mitgenommenes Schicksalsgeflecht in Ordnung bringen können. Seit den Totenbüchern Alt-Ägyptens ist in der Überlieferung davon die Rede. Aber bewegender noch sind die Schilderungen Rudolf Steiners, dass die Verstorbenen zwischen Tod und neuer Geburt nicht nur mit sich selbst beschäftigt sind, sondern dass sie dabei mit dem Schicksalsgeschehen allen Lebens auf der Erde verbunden bleiben. Die geistige Welt ist nicht irgendwo ganz anders, sondern im Hier und Jetzt mit und um uns herum. All das, was der Mensch in der Kamalokazeit an der Bewältigung, Läuterung und Besserung desjenigen Wesensgliedes vollzieht, das er mit der Tierwelt gemeinsam hat, ist deshalb nicht nur für *seinen* weiteren Fortgang in der Geistwelt von Bedeutung, sondern ebenso gerade auch für die *Tierwelt* auf der Erde. Die Tätigkeit der Verstorbenen im Kamaloka an sich selbst wirkt dadurch zugleich mit an dem weiteren Fortschritt der Tierwelt, an ihrer Evolution:

»Im Kamaloka ist der Mensch tatsächlich damit beschäftigt, im Tierreiche mitzuwirken. Dort arbeiten die Menschen an dem, was man die Umformung der Arten nennt. Die Kraft, die das bewirkt, nennt der Naturforscher Anpassungsvermögen. In alledem, was man Anpassung nennt, ist die Tätigkeit des Menschen auf der anderen Seite des Daseins verborgen. Alles, was an Transformation im Tierreich erscheint, was an tierischen Instinkten beeinflusst und verändert wird, damit die Tiere sich umgestalten, geschieht durch die Menschen im Kamaloka, die sich für ihre nächste Inkarnation vorbereiten.«⁵

Tritt der Verstorbene aus der doch noch irgendwo elementarischen Welt des Kamaloka ein in die rein geistige Welt des Devachans, so kommt er ganz neu in die Lage, an allem, was das *reine Leben* auf der Erde erhält, mitzuwirken. Er kann nun sogar mitgestalten an der Weiterentwicklung des Pflanzenreiches:

»Es dauert sehr lange, wenn der Mensch gestorben ist, bis er wieder geboren wird. Wenn der Mensch neu erscheint auf der Erde, findet er nicht dasselbe wieder vor; er soll etwas Neues erleben, er wird nicht zweimal hineingeboren in dieselbe Gestalt der Erde; es bleibt

Die Verbindung der Verstorbenen mit der Erde

5 R. Steiner: *Grundelemente der Esoterik* (GA 93a), Dornach 1987, S. 100/1001.

der Mensch so lange in den geistigen Gebieten, bis die Erde ihm ganz neue Gebiete darbietet. Das hat einen guten Sinn; er lernt etwas ganz Neues, und dadurch entwickelt er sich ganz anders. [...] Während der Mensch sich in den eben beschriebenen Gebieten aufhält, ändert sich das Antlitz der Erde fortwährend.

Wer ist da tätig, wer ändert die Physiognomie der Erde?, fragen wir uns. Da kommen wir zugleich auf die Antwort der Frage: Was tut der Mensch in der Zwischenzeit? Von den geistigen Welten aus arbeitet der Mensch selbst, unter der Anleitung höherer Wesenheiten, an der Umgestaltung der Erde. Es sind die Menschen selbst, zwischen Tod und neuer Geburt, die diese Arbeit verrichten. Wenn sie dann wiedergeboren werden, treffen sie das Antlitz der Erde anders, und zwar in einer Gestaltung, an der sie selbst mitgearbeitet haben. Wir alle haben so gearbeitet.

Wenn wir fragen, wo ist Devachan, wo ist die geistige Welt?, so antworte ich: immerfort um uns herum. Es ist wirklich so. Also sind auch all die Seelen der Menschen, die entkörper sind, um uns herum; sie arbeiten um uns herum. Während wir Städte bauen, Maschinen konstruieren, arbeiten aus dem geistigen Gebiet heraus, um uns herum, die Menschen, die zwischen Tod und neuer Geburt stehen.

Wenn wir als Seher sie aufsuchen, können wir finden, wenn wir das Licht nicht bloß sinnlich wahrnehmen, innerhalb des Lichtes die toten Menschen. Das Licht, das uns umgibt, bildet den Körper der Toten; sie haben einen Körper aus Licht gewoben. Das Licht, das die Erde umspült, ist Stoff für die Wesen, die im Devachan leben. Sehen wir draußen eine Pflanze, die vom Sonnenlicht sich nährt: sie empfängt nicht nur das physische Licht, sondern in Wahrheit die Tätigkeit geistiger Wesen, und unter ihnen sind auch diese Menschenseelen. Sie selbst strahlen als Licht auf die Pflanzen nieder, sie umweben die Pflanzen als geistige Wesenheiten. [...] Und wenn wir jetzt verfolgen, wie die Pflanzendecke auf der Erde sich ändert, und fragen, wer hat das gewirkt, so sagen wir: In dem Lichte, das unser Erde umspült, wirken die toten Menschen, da ist wirklich Devachan. In dieses Lichtreich gehen wir ein nach der Kamaloka-Zeit.«⁶

Hier wird uns der Vorhang weggenommen vor den wirksamen Vorgängen, die die Entwicklung auf der Erde weiterbringen. Was wir an Züchtungen von Kulturpflanzen und Haustieren im irdischen Tagesbewusstsein versuchen, sind stümpernde Anstrengungen gegenüber dem, was der Züchter selbst nach dem Tode in viel umfassenderer Weise betätigen wird. Davon zu wissen, wird ihn selbst, schon im Erdenleben, in die Lage versetzen, sich bei seiner Arbeit still und intim mit der Welt der Verstorbenen in Beziehung zu setzen.

Der Verstorbene ließ ja nicht nur seinen Emotionalleib und seinen Lebensleib hinter sich, sondern davor ja auch schon seinen

6 R. Steiner: *Die Theosophie des Rosenkreuzers* (GA 99), Dornach 1985, S. 46ff.; s. auch ders.: *Kosmogonie* (GA 94), Dornach 2001, S. 159f.

physischen Leib. Dieser wurde durchlebt, durchseelt und durchgeistet ein ganzes Leben lang. Das blieb nicht ohne Wirkung. Es bewirkte an ihm eine qualitative Verwandlung der Stoffe und Kräfte. Sie geben dem menschlichen Leichnam seine hohe Würde, die mehr ist als ein Anlass für bloße Pietät.

Rudolf Steiner sprach in höchster Achtung von dem verstorbenen physischen Leib jedes Menschen, soweit in ihm einst moralische Kräfte lebten. Er ist ein »Sauerteig« für die ganze Erde. Durch die menschlichen Leichname werden ihr »neue Stoffe und Kräfte« zugeführt, die die weitere Evolution nicht nur schon der Tiere und Pflanzen aufrechterhalten, sondern bis in die Kristallisationskraft der mineralischen Erde wirken.⁷

Es gibt eben keinen völligen Dualismus. Auch wenn der Mensch sich, nach unserem ersten Eindruck, im Tode in seine stoffliche Diesseitigkeit und seine übersinnliche Transzendenz trennt, so bleibt er als Geistwesen mit aller Erdennatur weiter verbunden und wirkt in ihr, wenn auch in anderer Weise als im Leben. Im Leben erfahren wir uns in unserem Selbstbewusstsein zentrisch: Hier bin ich, und alles andere ist da draußen. Nach dem Tode aber findet sogleich eine Umstülpung der Innen/Außen-Trennung statt: Das Ich erlebt die Wesenseinigung mit all dem, was es vorher für »außen« hielt. Wer das Todeserlebnis schon im Leben hatte, erlebt nun in allem, was ihm begegnet das *Tat-wam-asi: Das bin ich*. Das Ich erlebt sich nicht mehr singular, sondern plural. Die frühen Römer sprachen einst den einzelnen Verstorbenen im Plural an: die Manen. Für sie wird die »äußere« Welt zum Weltinnenraum. Das Bewusstsein ist nicht mehr gegenständlich, sondern peripherisch.

Goethe litt auf seiner Seereise von Neapel nach Sizilien an übler Seekrankheit. Sie öffnete dem Durchgeschüttelten neue Augen für die im Frühling aufsprießende Landschaft am Südende Europas, wo schon der Duft Afrikas über das Meer herüberweht:

»Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhrten. Die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst Claude Lorrain [...]. [...] Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer; und diesen Genuss, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt!«⁸

7 R. Steiner: *Allgemeine Menschenkunde als Grundlage der Pädagogik* (GA 293), Dornach 1992, 3. Vortrag, u. ders.: *Der innere Aspekt des sozialen Rätsels* (GA 193), Dornach 1989, 8. Vortrag.

8 Johann Wolfgang Goethe: *Italienische Reise*, 3. April 1787.

Totenbegleitung und Landschaftslicht



Joachim von Sandrart:
 Porträt von Claude Lorrain,
 1630/35

Rechte Seite oben:
 Claude Lorrain: *Seehafen
 im Sonnenaufgang*, 1674.
 München, Alte Pinakothek

Rechte Seite unten:
 Claude Lorrain: *Abraham
 verstößt Hagar*, 1668. Mün-
 chen, Alte Pinakothek

Es ist der Ostervollmond vom 3. April 1787. Hier entwarf er ein nie ausgeführtes Drama »Nausikaa« und verträumte darüber, wie er später sagte, seinen ganzen sizilianischen Aufenthalt. Nur wenige Bruchstücke sind erhalten, so einige Zeilen mit un-nachahmlicher Landschaftsbeschreibung:

»Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
 Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.
 Und nur die höchsten Nymphen des Gebirgs
 Erfreuen sich des leichtgefallenen Schnees
 Auf kurze Zeit.«

Wer ist CLAUDE LORRAIN? Er war der bedeutendste Landschaftsmaler im 17. Jahrhundert.⁹ 1600 als Claude Gellée im lothringischen Dörfchen Chamagne bei Charnes an der Mosel geboren, erfuhr er in dem so sensiblen Übergang von der Kindheit ins Jugendalter einen schweren biographischen Einschnitt: Dem Zwölfjährigen starben beide Eltern. Danach kam er in eine Malerlehre nach Rom und wieder zurück in die Heimat. Er widmete dann sein ganzes Leben der malerischen Poetisierung der Landschaft. Bisher stand die menschliche Gestalt im Vordergrund der Malerei, und die Landschaft diente bestenfalls als Hintergrundstaffage. Bei ihm war es plötzlich umgekehrt. Die lichtdurchflutete Landschaft erscheint auf seinen Bildern um ihrer selbst willen, und der Mensch tritt als ihr Glied hinter sie zurück. – Mit 27 Jahren ging Gellée endgültig nach Italien, wo er dann sein ganzes weiteres Leben in Rom verblieb. Man nannte ihn dort nur »den Lothringer«: »Le Lorrain«. Mit 82 Jahren ist er dort gestorben. Er hat immer den Landschaftsumkreis wichtiger genommen als die einzelnen Menschen und Tiere darin. So sagte er einmal scherzhaft, er verkaufe nur die Landschaften, die Figuren darin gebe er gratis dazu. Das 18. Jahrhundert nannte ihn den *Raffael der Landschaftsmalerei*, das 20. Jahrhundert den *Malder des Lichts*.¹⁰ Seine meisten Landschaften bringen das »stille Leuchten« des Lichtes zur Stunde des Sonnenaufganges oder Sonnenunterganges. »Er hat als einer der ersten gewagt, den direkten Blick in die tiefstehende Sonne zu malen«. ¹¹ Die Morgensonne erscheint auf seinen Bildern links in der Landschaft, die Abendsonne beleuchtet sie von rechts. Die Landschaft in ihrem Verhältnis zum Sonnenlicht fand sein ganzes Interesse. Speiste sich sein peripheres Bewusstsein wohl aus seiner Verbindung zu den geliebten verstorbenen Eltern? Goethe kennzeichnete ihn zu Eckermann:

9 G. Bergmann: *Claude Lorrain. Das Leuchten der Landschaft*, München 1999 – S. Daniel u. N. Serebrjanaja: *Claude Lorrain. Maler des Lichts*, Bournemouth/St. Petersburg 1995. – W. Schade: *Claude Lorrain. Gemälde und Zeichnungen*, München 1996.

10 Daniel et al., a.a.O.

11 Bergmann, a.a.O., S. 80.





Caspar David Friedrich:
Selbstbildnis, um 1800

»Claude Lorrain war ein vollkommener Mensch, der schön gedacht und empfunden hat und in dessen Gemüt eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, dass das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich.« (10. April 1829)

Der größte deutsche Landschaftsmaler war CASPAR DAVID FRIEDRICH (1774-1840). Noch mehr als Lorrain ließ er den Menschen in der Landschaft zurücktreten und machte die Landschaft selbst zu einer menschlich durchdrungenen Seelenlandschaft. Oft muss man suchen, ob man auf seinen Bildern noch einen Menschen zu erkennen vermag. Ja, er machte viele seiner Landschaftsbilder zu bewussten Symbolen geistiger Motive: Der Sonnenaufgang im Riesengebirge, wo als winzige Figuren eine Frau einen Mann zum Gipfelkreuz hinaufzieht, und besonders der Teschener Altar, der in evangelischen Kreisen sofort heftigen Protest hervorrief, weil der Gekreuzigte in den Abendsonnenstrahlen die Feier der Natur mitfeiert.

Friedrich hatte lebenslang eine besondere Beziehung zu vertrauten Verstorbenen. Er war das sechste von zehn Kindern, von denen drei im Kindesalter starben. Sein Vater war Seifensieder und Kerzenzieher. Er selbst war erst 6 Jahre, als ihm schon die Mutter starb; ein Jahr später seine Schwester Elisabeth. Der 13jährige bricht beim Schlittschuhfahren im Eis des Wallgrabens von Greifswald, seiner Geburtsstadt, ein und droht zu ertrinken. Sein jüngerer Bruder Johann Christoffer springt ihm nach, rettet ihn und ertrinkt dabei selber. Sein ganzes weiteres Leben erlebt er als ein Geschenk seines einst für ihn sich aufopfernden Bruders. Seine Schwester Maria starb, als er 17 Jahre alt war. Großen inneren Ernst und die Stimmung der Todesnähe schilderten die, welche ihn näher kennenlernten. So schrieb er einst die Verse:

Warum, die Frag' ist oft zu mir ergangen,
Wählst du zum Gegenstand der Malerei
So oft den Tod, Vergänglichkeit und Grab?
Um ewig einst zu leben,
Muss man sich oft dem Tod ergeben.

So steht ganz im Mittelpunkt seines Schaffens intuitiv die Darstellung der Welt, in der die vertrauten Toten leben und tätig

Rechte Seite oben:
Caspar David Friedrich:
Morgen im Riesengebirge,
1810/11. Berlin, National-
galerie

Rechte Seite unten:
Caspar David Friedrich:
Abend im Riesengebirge,
1830/35. Berlin, National-
galerie





Camille Corot: Selbstbildnis, 1858

Rechte Seite oben:
Camille Corot: *Der See von Piediluco*, 1826. Oxford, Ashmolean Museum

Rechte Seite unten:
Camille Corot: *Der Windstoß*, 1865-1870. Reims Musée des Beaux Arts

sind: im erfüllten Licht über der Erdenlandschaft. Auf sehr vielen seiner Bilder ist der Himmel größer dargestellt als die unter ihm liegende Landschaft. Der »Mönch am Meer« war eine für seine Zeit geradezu provokante Darstellung eines das Bild beherrschenden, aufreißenden Wolkensturmes, in welchem der Mensch am Strand einsam darinnensteht.

Der größte Landschaftsmaler Frankreichs im 19. Jahrhundert war CAMILLE COROT (1796-1875).¹² Er stammte aus einfachsten, später gutbürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater war Perückenmacher in Paris, seine Mutter war die Tochter eines Weinhändlers aus Versailles. Er hatte zwei jüngere Schwestern. Sein unbedingter Wunsch war, Maler zu werden, doch der Vater verlangte eine Ausbildung ebenfalls zum Perückenmacher und dann die Mithilfe im Geschäft. Als er 26 Jahre war, starb die um ein Jahr jüngere, ihm besonders nahestehende Schwester Victoire-Anne, und das nach dem Tode ihres 7 Monate alten Kindes 1821. Davon waren auch die Eltern so erschüttert, dass der Vater dem einzigen Sohn endlich das Malstudium erlaubte und Camille Corot in die Malklasse des Pariser Malprofessors Achille-Etna Michallon (1796-1822) eintrat. Dieser begabte junge Lehrer war gleichalt wie Camille, und beide fanden rasch ein enges freundschaftliches Verhältnis zueinander, für das der Schüler tief dankbar war, denn nun erfüllten sich alle seine ersehnten Wünsche. Aber noch im selben Jahr starb Michallon – ein dritter tiefgreifender Schlag in kurzer Zeit.

Corot malte nun fast nur noch Landschaften. Sein Stil hat gerade dadurch seine überzeitliche Wirkung, dass es ihm weder auf naturalistisch-fotografische Genauigkeit ankam (das konnte ja das Foto bald besser), noch auf plakative Effekte, um möglichst aufzufallen. Seine Landschaften sind von einer stillen, feierlichen Poesie, wo der bloße Alltag selbst schon immer ein Sonntag ist. In der feinen, gewollten Unschärfe seines Pinsels sieht die heutige Kunstgeschichte schon die Vorbereitung des französischen Impressionismus. In allem, was er malte, entdeckte er die Eigenwürde der einfachsten Dinge und des eigentümlichen Atmosphärischen, das zwischen ihnen lebt. – Er hat auch viele Porträts gemalt, aber auch sie alle mit einer eigentümlichen Versonnenheit der Gesichter. Sie alle haben den peripheren Blick, der nicht den Betrachter scharf fixiert, sondern so offen ist, dass man nicht weiß, ob er nach außen oder nach innen gewendet ist. Es ist, als ob er jenseits der Trennung von Innen und Außen liegt

12 G. Bazin: *Corot*, Berlin 1942 – B. Caille (Hrg.): *Corot 1796-1875*, Paris 1999 – *Corot 1796-1875*, Katalog Paris, Ottawa, New York 1996 – K. Roberts: *Corot*, London 1965 (deutsche Ausgabe).





Ferdinand Hodler: Selbstbildnis, 1916

Rechte Seite oben:

Ferdinand Hodler: *Sonnenuntergang am Genfer See*, 1915. Zürich, Kunsthaus

Rechte Seite unten:

Ferdinand Hodler: *Die Verstorbene Valentine Godé-Darel*, 26.1.1915. Basel, Kunstmuseum (Sammlung Rudolf Staechelin)

und dadurch das Ich schon eins mit der Welt ist (vgl. das Porträt »Die blonde Gasconierin« auf der Titelseite). – Edgar Degas sagte ergriffen von Corots Persönlichkeit: »Ein Engel, der Pfeife raucht«. Als er durch seine Bilder wohlhabend geworden war, schenkte er sein Geld an Hilfsbedürftige, die in Not geraten waren, und stiftete ein Kinderhaus. Dem Pfarrer, welcher zu dem 79jährigen kam, um ihm die letzte Ölung zu erteilen, entfuhr es: »Welch ein Mensch! Noch nie habe ich jemanden wie ihn gesehen«.¹³ Es ist bisher nie beachtet worden, dass die ganz großen Landschaftsmaler einen besonderen Lebensbezug zu der Welt der Toten hatten. Aber in ihren Bildern glänzt auf, dass jene Welt im leuchtenden Licht der Landschaften lebt.

Der Schweizer FERDINAND HODLER (1853-1918) aus Bern wurde schon früh zu einem markanten Landschaftsmaler: Siebenjährig verlor er den Vater. Vierzehnjährig fand er seine Mutter auf einem Acker, bei der Arbeit tot zusammengebrochen, und musste die Leiche auf einer Schubkarre nach Hause fahren. Zwischen seinem sechsten und einunddreißigsten Lebensjahr sind seine fünf Brüder, seine Schwester und ein Halbbruder der Lungenschwindsucht zum Opfer gefallen – die Krankheit des Armenmilieus, dem Hodler entstammte.¹⁴ Zu einem Vertrauten gestand er: »In der Familie war es ein allgemeines Sterben. Mir war schließlich, als wäre immer ein Toter im Haus und als müsste es so sein«. In seinem Hauptwerk »Die Nacht« (heute in Basel), das ihm 1890 den Durchbruch brachte, malte er sich selbst mit darauf, vom Alptraum der Todesangst bedrängt. 1892 fand er in Paris Kontakt zum Rosenkruzertum. Seinen Jugendfreund, den Dichter Louis Duchosal, malte er 1909 auf dem Totenbett. Das Gleiche vollzog er bei der sterbenden und toten Augustine Dupin, der Mutter seines Sohnes Hector, in einem Zyklus von vier Ölbildern. Am ergreifendsten wagt er die Erkrankung, das Sterben und den Leichnam der von ihm am meisten geliebten Frau, der Sängerin Valentine Godé-Darel, in Skizzen und Gemälden von 1913 bis 1915 festzuhalten, begleitet von einer Reihe von Selbstporträts. So versucht er zu erkunden, was in ihr und in ihm und zwischen ihnen vorgeht, wenn sich das vollzieht, was alle Menschen eint: Sterben und Tod. Das hatte noch niemand vor ihm gewagt, und er vollzieht seine Anteilnahme mit Hilfe seiner Kunst. Die Hodler-Ausstellung in Zürich 1976 war diesem Geschehen gewidmet.¹⁵ Noch vor seinem eigenen allzu frühen Tod hat der Arzt Thomas McKeen (1953-1993) darüber gesprochen und geschrieben.¹⁶ Da-

13 Roberts, a.a.O., S. 7.

14 J. Brüscheiler: *Ein Maler vor Liebe und Tod. Ferdinand Hodler und Valentine Godé-Darel – ein Werkzyklus 1908-1915*. Katalog des Kunsthauses Zürich 1976, S. 25; vgl. auch ders.: *Ferdinand Hodler*, Bern 1979.

15 Brüscheiler 1976, a.a.O.

16 Th. McKeen: *Wesen und Gestalt des Menschen*, Stuttgart 1996, S. 29-36.



bei machte er schon darauf aufmerksam, dass Ferdinand Hodler am Sterbetag der Geliebten zuerst nicht ihre vom Krebsleiden verzehrte Gestalt malte, sondern von ihrem Sterbezimmer in Vevey am Genfer See den abendlichen Blick aus dem Fenster über den See zu den fernen Bergen mit einem überwältigenden Farbenhimmel. Vier solche Himmelsbilder über der Landschaft entstehen, gefolgt von sieben Bildern der Toten. Die Stilmittel werden so angeglichen, dass beide Bildmotive wechselweise Abwandlungen voneinander sind. Hodler wagte es zu malen, dass die ewige Geistseele der Verstorbenen in das Sonnenlicht der Erdenlandschaft eingeht, sich kosmisch ausweitet und dort nun tätig ist. Es sind die gleichen Jahre, in denen Rudolf Steiner dazu den Erkenntniszugang fand und davon sprach und schrieb.

Lebensorte der Toten

Goethe war bekanntlich jahrzehntelang der Direktor des Weimarer Theaters gewesen. Eine ganz junge, frisch-verheiratete Schauspielerin hielt er wie eine Tochter. Diese Christiane Becker-Neumann (1778-1797) starb schon mit 18 Jahren, als Goethe auf seiner dritten Schweizer Reise war. Bei der Besteigung des Gotthard-Passes am 3. Oktober 1797 gedenkt er ihrer, erfüllt von der Nähe dieser für ihn engelhaften Gestalt. Dort oben am Gotthard schreibt er eine Totenelegie auf sie und nennt sie Euphrosyne (= Frohsinn). Er lässt sie aus den Wolken der Hochgebirgswelt in Erscheinung treten, in Verse fassend, wie sie ihn aufsucht und zu ihm spricht. In einer nie mehr wiederholten, unnachahmlichen Weise macht er sich selbst zum Sprachrohr der Hingeschiedenen und setzt ihr dabei ein unvergängliches Denkmal. Innen und Außen werden auch hier eins. Die himmelsoffene Hochgebirgslandschaft wird als der Lebensort dieser Toten poetisiert. »Noch mehr als bei den Selbstdarstellungen fällt hier auf, dass das Individuum nicht an und für sich, sondern in seiner Atmosphäre lebend, in Umwelt und Betätigung gedacht ist.«¹⁷

Goethe ging aus prinzipiellem Beschluss nie zu einer Beerdigung, selbst nicht beim Tode Schillers, seiner Frau Christiane, Wielands noch des Herzogs Carl-August. Meist war er für mehrere Wochen danach für niemanden zu sprechen, insbesondere wenn er nach Dornburg bei Jena verreiste und sich dort in die Sonnenauf- und untergänge, den Vollmond und die Sterne vertiefte. Psychoanalytiker hielten das für eine Todesneurose.¹⁸ Er selbst entschuldigte sich damit, dass er sein inneres Bild des geliebten Menschen nicht trüben lassen wollte. Was er selbst dabei durchmachte, darüber

17 M. Kommerell: *Gedanken über Gedichte*, Frankfurt 1943.

18 G. Schmidt: *Die Krankheit zum Tode. Goethes Todesneurose*, Stuttgart 1968.

behielt er eisernes Schweigen und konnte es oft erst viel später dichtend bewältigen.

Eine besondere Welt der Toten, über die er inhaltlich nie sprach, waren seine eigenen frühstverstorbenen Kinder. Fünf Schwangerschaften hatte Christiane, aber nur August, das erste Kind, wurde groß. Die Umstände sprechen dafür, dass es sich in der Ehe Goethes um eine Rhesusfaktor-Komplikation handelte, von der man bis zu ihrer Entdeckung 1940 nichts wusste und so auch nicht behandeln konnte, was heute keine Schwierigkeiten mehr macht. – Goethe bezog, selbst schon im höchsten Alter, in die Himmelfahrtsszene Faustens einen »Chor seliger Knaben« ein:

Knaben, Mitternachts-Geborene,
 Halb erschlossen Geist und Sinn,
 Für die Eltern gleich Verlorene,
 Für die Engel zum Gewinn!

Die Szene spielt in einer schluchtartigen Waldlandschaft, wo der Pater Seraphicus diese Knaben in seine Augen nimmt, um sie nochmals einen Blick in die Natur der Erdenlandschaft werfen zu lassen. Sie halten es nicht lange aus und wenden sich alsbald dem Unsterblichen Faustens zu:

Wir wurden früh entfernt
 Von Lebechören;
 Doch dieser hat gelernt:
 Er wird uns lehren.

Im Alter Verstorbene, reich an Erdenerfahrung wie hier der hundertjährige Faust, und die das Erdenleben erst Suchenden begegnen sich und tauschen sich aus. Früh und hochbetagt Verstorbene leben in dieser Szene im Geistgehalt der Naturlandschaft. War Goethe ein hellfühlend Eingeweihter?

Im August 1999 kam dem Autor in Nairobi, der Hauptstadt Kenias in Ostafrika, die Tageszeitung »Daily Nation« in die Hand.¹⁹ Zwei Seiten brachten Todesanzeigen mit einem Passfoto jedes Verstorbenen. Es überraschte zuerst einmal, dass viele davon Wiedererinnerungen zum Jahrestag des Ereignisses waren. So hieß es in der Zeitung vom 13. August:

19 Vgl. W. Schad: *Anthroposophie und Christentum in der afrikanischen Esoterik*, in: *Das Goetheanum* 79(38), Dornach 17.9.2000, S. 753-758.

»Your spirit shines
 in the sun«

»Sister in Christ Mama Grace
Otieno Wasonga
Born 1940 – Died 13th August 1998

Today marks one year since you left us. The pain and loss is ever present, but we believe you are not in the grave, your spirit sings with the birds, blows with the wind, your soul flows in the streams, shines in the sun. You are alive, because love never dies ...«

Im Jahre vorher, am 7. August 1998, gingen – angezettelt von Osama bin Laden – in den US-Botschaften von Nairobi/Kenia und Dar es Salaam/Tansania Bomben hoch und töteten 224 Menschen, wobei über 5.000 verwundet wurden. Ein Jahr später erschien am gleichen Tag eine neuerliche Gedenkanzeige in der »Daily Nation« von dem kenianischen Lehrerverband für 13 ihrer Mitglieder mit Namen, Lebensdaten und Fotos in einem ausgesprochen afrikanischen Totenverständnis:

»Days, Weeks and Months have turned into a year since that fateful 10.30 a.m. Bomb Blast of August 7, 1998, violently ended your lives. Our hearts are still heavy with grief and sorrow. But we hear your voices:

Do not stand at our graves and weep,
We're not there, we do not sleep.
We're the quiet hush at eventide,
The sudden rush of bird's wings, as it takes flight,
The kiss of gentle rain that falls at night.
We're the wind that blows, where our spirit goes.
Do not stand at our graves and cry, we're not there,
We did not die.
For this we bless the Lord.«

Die Ethnologie hatte für solche Lebenshaltungen noch heute nur die kolonialistischen Etiketten »Manismus« (Ahnenkult) und »Animismus« (Naturbeseelung). Wir verdanken es der Anthroposophie, dass sie uns demgegenüber einen geistrealistischen Zugang zur Welt der Toten eröffnet hat und uns von jenem hierbei hilflosen Szientismus befreit. Das anthroposophische Bemühen erschließt uns dadurch auch die Weltfrömmigkeit anderer Kulturen. Gefragt ist die intime Unmittelbarkeit zur Natur und zu den Verstorbenen. Und die Antwort ist, dass beide in den Tätigkeiten zusammenhängen, die die Welt weiterbringen, indem die Ergänzung davon geschieht, was die Menschen im Erdenleben dazu schon begannen. Das ist das Bewegende: Nach dem Tode geht es erst recht weiter, wenn wir uns von allem

Untauglichen gereinigt haben. So auch Goethe zu Eckermann in intimer Unmittelbarkeit:

»Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.« (2.5.1824)

Die Gefährdung alles Lebens auf der Erde ist die größte Not. Neue Berufe müssen entstehen. Wir benötigen künftig nicht allein Humanmediziner, sondern Geomediziner. Doch dazu reicht nicht nur der gute Wille, sondern ebenso wichtig wird ein Wissen und das Verständnis für alle Seiten desjenigen Wesens sein, das sich zusammen mit der Natur auf der Erde entwickelt hat, nun aber zum Gefahrenpotential geworden ist: der Mensch. Wir benötigen eine Anthropologie, die alle Seiten des Anthropos einbezieht: die Anthroposophie.

Ausblick

So machte Steiner schon 1917 schonungslos darauf aufmerksam, dass der Mensch im Leben eigentlich immer eine lebensfeindliche Wirkung leichter entfalten kann als die lebensförderliche. Das liegt sogar – bei Tage betrachtet – schon in der physiologischen Grundlage unserer Denkkorganisation begründet:

»Wir nehmen die Welt durch unsere Sinne wahr und bilden uns gewisse Gesetze, die wir Naturgesetze nennen, nach denen wir dann unsere mechanischen Werkzeuge, unsere Geräte ringsherum bilden. Das, was wir nach dem Gesetze der Natur um uns herum als eine Welt aufbauen, ist im Wesentlichen eine Welt des Todes. Selbst die Pflanze, selbst den Baum müssen wir töten, wenn wir sein Holz in den Dienst unserer mechanischen Künste stellen wollen. Und es gehört wiederum zu den erschütterndsten Erkenntnissen, dass im Grunde genommen alles dasjenige, was uns unsere Sinne lehren, wenn wir es anwenden durch unseren Willen, ein Zerstörendes ist und gar nicht anders sein kann als ein Zerstörendes.

Mehr als man sagen kann, webt sich durch menschliches Tun selber, dadurch dass dieses menschliche Tun zwischen Geburt und Tod innig verwoben ist mit dem Sinnessein, [...] fortwährend der Tod, [...] fortwährend die Vernichtung des Lebendigen in das Leben ein. Allerdings beruht darauf, dass sich der Tod in das Leben einverwebt, die Entstehung des Bewusstseins überhaupt, und der Mensch würde gar nicht seine Erdenaufgabe in Bezug auf das Bewusstsein absolvieren können, wenn er nicht dazu berufen wäre, den Tod in das Leben einzuweben. Selbst in unserem Innern töten wir in dem Augenblicke das Leben der Nerven, in welchem wir vorstellen wollen. Denn ein richtig lebender Nerv kann nicht vorstellen. [...]

Autorennotiz:

WOLFGANG SCHAD, geb. 1935 in Biberach/Riß. Studium der Biologie, Chemie und Physik in Marburg und München, der Pädagogik in Göttingen. Lehrer an der Freien Waldorfschule in Pforzheim 1962-1975. Dann am Seminar für Waldorfpädagogik und bei der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen tätig. 1992-2005 Leitung des Instituts für Evolutionsbiologie an der Universität Witten/Herdecke. Zahlreiche Veröffentlichungen zu naturwissenschaftlichen und menschenkundlichen Themen. – Adresse: Alter Weg 10, 58453 Witten.

Die tierische Natur im Menschen ist zunächst im vorzüglichen Sinne eine zerstörerische, und sie ist sogar angelegt, zu zerstören. Und wenn der Mensch durch die Pforte des Todes gegangen ist, so ist es vor allen Dingen seine Aufgabe, alle die Impulse aus seiner Seele herauszureißen, welche dann in der Weise frei geworden sind, dass eigentlich sehr viel vorliegt von dem Bedürfnis, Lebendiges zu zerstören, Lebendiges zu töten. Und man kann sagen, zu dem, *was der Tote lernen muss, gehört vor allen Dingen Achtung, Heiligachtung vor allem Lebendigen.*

Diese Heiligachtung vor allem Lebendigen ist etwas, was man beobachten kann als die selbstverständliche Entwicklung des Toten. [...] Und in dieser Beziehung unterscheidet sich gewichtig das Leben nach dem Tode von dem Leben hier. Das Leben hat gerade dasjenige durch einen Schleier verdeckt, in das sich der Tote vertiefen muss. [...] Da handelt es sich darum, dass die Menschenseele vollständig sich einlebt in die Heilighaltung des Lebendigen, in die Durchdringung des Lebendigen mit immer mehr und mehr Leben. So hängt das Leben zwischen der Geburt und dem Tode zusammen mit dem Tode, und es hängt das Leben zwischen dem Tod und einer neuen Geburt zusammen mit dem Leben des Ganzen.«²⁰

Heute bildet sich zunehmend das Seniorenalter der Menschen als ein dritter, oft verlängerter Lebensabschnitt nach der Kindheit und Ausbildung sowie dem Berufsleben heraus. Es entwickelt sich gerade jetzt eine eigene Seniorenkultur im gesellschaftlichen Leben aus. Könnte es nicht für sie zum Schönsten gehören, dass man ein neues Verhältnis zu allem Lebendigen schon im Hier und Jetzt als Vorbereitung auf die kommenden Tätigkeiten im nachtodlichen Leben gewinnt und pflegt? Selbst der Grashalm, der sich aus der Betonritze drängt, verdient die sprachlose Bewunderung ebenso wie eine ganze goldblühende Löwenzahnwiese. Der Goetheanismus hat auch einen Vorbereitungswert für das nachtodliche Leben.

»Das immerfort wachsend Lebende ist doch ein gar zu hübsches Bild und Gleichnis des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen«. (Goethe, 27.6.1826)

20 R. Steiner: *Geschichtliche Notwendigkeit und Freiheit. Schicksalseinwirkungen aus der Welt der Toten* (GA 179), Dornach 1993, S. 43-45.